

Henry Bordeaux und die Erneuerung der französischen Familie.

Im Gottesgericht des Krieges ist offenbar geworden, wie gewisse Laster am Mark eines Volkes zehren, so daß in der Not seine Kraft versiegt und es zusammenbricht. Aber mit tiefster Beschämung müssen wir bekennen: Wir haben es geschehen lassen, daß eben jene Laster in bedenklichem Grade auch in unser Volk eingeschleppt, daß auch bei uns die Ehe entweißt und um ihren Kinderseggen gebracht wurde. Unsere Schuld, unsere große Schuld!"

So lautete die ergreifende Klage des deutschen Episkopats im gemeinsamen Hirtenbrief Weihnachten 1914. Mit heiligem Ernst rief er zur Abwehr des Todfeindes auf, der auf beiden Seiten der Front die Volkskraft in ihrem Keim, in der Familie, bedroht. Die hohepriesterlichen Worte scheuen sich, ihn zu nennen. In ihm verbündet sich alles, was nach dem Apostel „nicht soll genannt werden, wie es Heiligen ziemt“ (Eph. 5, 3). Wie der Name des Geistes von Gerasa, ist sein Name Legion.

Das Schicksal der Familie erfüllt auch ernste außerkirchliche Kreise mit wachsender Sorge. Unsere große, furchtbare Zeit hat wie keine frühere dargetan, welch ungemessene Schätze an Leben und sittlicher Kraft in der Familie bereitliegen müssen, um das Volksganze zu bewahren. In ihr wurzelt die Hoffnung auf Erhaltung und Mehrung von Volk und Vaterland, auf Sicherung nach außen, Einigung und Veredlung nach innen. Darum erheben sich immer mehr Stimmen gegen die ihr drohende Gefährdung. Jüngst schrieb der Moskauer Professor R. Ehrenberg in seiner Schrift „Die Familie in ihrer Bedeutung für das Volksleben“:

„Aus Heimat und Familie stammen die stärksten deutschen Volkskräfte. Aus ihnen stammen noch immer die stärksten inneren Erlebnisse. Auch die andern Mächte des Volkslebens — Religion, Staat, Beruf —, sie können auf die Volksseele nur wirken durch Vermittlung von Heimat und Familie, können nur wirken, soweit diese ihre alte zeugende Kraft sich noch erhalten haben. . . . Viel Schaden ist hier schon geschehen. Familie und Heimat haben zu viel Kraft verloren. . . . Der Krieg hat uns (ihre) Bedeutung wieder im hellsten Licht offenbart, aber auch ihre Schwächen. Die Familie als gefährdete Verbrauchswirtschaft, die Heimat als Grundlage der Siedlung, als unerseßliches Mittel der Ernährung — das sind

die nächsten Ziele. Aber weit darüber hinaus schauen wir auf Größeres, auf Hebung der Geburtenzahl und der Volksgesundheit, auf sittliche Vereblung und echte Bildung, auf Stärkung des Bewußtseins der Zusammengehörigkeit.“

Diese Mahnungen erhalten die stärkste Befräftigung aus dem Land, das unter dem uns drohenden Übel am schwersten gelitten hat. Auch in Frankreich, wo man seit langem angstvoll nach Rettung ausschaut, hat man in der Erneuerung des Heimat- und Familiengedankens das notwendige Ziel allgemeiner Anstrengung erkannt. Lange, bevor die Kriegsnot die Schwächung der Volkskraft bis in ihre Quellen aufdeckte, hat der beredteste Anwalt der rettenden Bestrebungen, Henry Bordeaux, in seiner Heimat den Ehrennamen eines Verteidigers der Familie erhalten¹. Weil er seine Ideen dichterisch verklärt, dringen sie auch in Kreise, die sich einer unmittelbaren sittlich-religiösen Einwirkung verschließen. Seine Romane sind in 50, 70, 90, alle zusammen in weit über 300 Auflagen in die Welt gegangen. Gewiß eine reiche Ausfaat, und es ist guter Samen.

Henry Bordeaux wurde 1870 in Thonon am savoyischen Gestade des Genfer Sees geboren. Von den blauen Fluten, über die das Städtchen auf grüner Terrasse blickt, und von der Alpenlandschaft, auf deren Saum es ruht, zog die Liebe zu seiner schönen Heimat für immer in die Seele des Knaben. Aber noch tiefer senkten sich in sein Herz die Eindrücke des gesunden, christlichen Volks- und Familienlebens, das seine Jugend umfing und im Hause seines Vaters, eines Anwalts von altem Schrot und Korn, seinem Geist das Gepräge gab. Ein Hauch warmen Lebens geht von den Familienbildern in seinen Werken aus. Man fühlt, er zeigt uns Züge und Gestalten, die ihm teuer sind.

Bordeaux studierte die Rechte in Paris und war einige Jahre Rechtsbeistand bei der Bahngesellschaft der Linie Paris-Thon-Mittelmeer. Die Anhänglichkeit an die Heimat führte ihn jedoch 1897 nach Thonon zurück, wo er sich als Anwalt niederließ. Seit 1901 widmete er sich hauptsächlich literarischer Tätigkeit und siedelte nach Paris über. Die Sommermonate verbrachte er aber regelmäßig in Savoyen, wo er an den Arbeiten und Interessen des Volkes regsten Anteil nahm. Die Liebe zur Heimat und der Zauber eines reinen, geordneten Familienlebens haben Bordeaux in

¹ So schon 1910 in den *Études* von J. Ferhat. Er hat seine Ausführungen zu dem Buch erweitert: *Le roman de la famille française, Essai sur l'œuvre de M. H. Bordeaux* (Paris 1912, Plon-Nourrit. Fr. 3.50). Es werden deshalb hier hauptsächlich die späteren Werke von Bordeaux berücksichtigt.

ihren Kreis gebannt, ihm darin aber auch eine hohe Aufgabe und das Geheimnis seines Genies enthüllt.

Schon die ersten Schriften, kritische Studien, wie *Âmes modernes* (1894), *Les écrivains et les mœurs* (1900), *Pèlerinages littéraires* (1901), offenbaren seine Geistesrichtung. Der junge Kritiker bekundet ein feines künstlerisches Empfinden, er sucht aber vor allem den inneren Wert. Jedes Buch ist für ihn die Berührung mit einer Seele. Unbeirrt durch den Dünkel des materialistischen Artistentums sieht er in der Unabhängigkeitserklärung des *l'art pour l'art* nur eine Erniedrigung der Kunst. Der künftige Romanschriftsteller schreibt: „Der Roman ist mehr als ein Werk der Kunst. Die Auffassung vom Leben, die er zur Darstellung bringt, verleiht ihm sittliche Bedeutung.“ Auch im Roman darf das Leben nicht in Gefühlserregung und Genuß aufgehen. Die Bedeutung des Lebens liegt in Arbeiten von dauerndem Wert, in der Hingabe an Ziele, die uns überragen und unser Dasein ausfüllen. „Dazu bedarf es nicht vieler Ereignisse; die einfache, tägliche Pflichterfüllung genügt, es reich und schön zu gestalten.“

Als erste Aufgabe des Romans betrachtet es Bordeaux, die Herrschaft der Pflicht über das Vergnügen zu verkünden und die Seelen zu stärken, um die eigenen Wünsche den höheren Anforderungen der Gemeinschaft, zunächst der Familie, unterzuordnen. Die Familie ist der Nährboden aller menschlichen Kraft und Größe. Diesen Gedanken bringt der Dichter oft überraschend zum Ausdruck. In den *Paysages romanesques* führt er uns an Rhein und Adria, aber zum Abschied in den Jura vor das Vaterhaus Pasteurs. Eine Marmorplatte an der Mauer verkündet ein Wort der dankbaren Liebe des großen Gelehrten und die Wichtigkeit der Familie für ein wertvolles Leben: „O mein Vater, meine Mutter, teure Dahingeshiedene, die ihr so bescheiden in diesem Häuschen gewohnt habt, euch verdanke ich alles!“

Im Jahre 1900 veröffentlichte Bordeaux seinen ersten Roman, *Le pays natal*. Damit begann sein Lebenswerk. Jede seiner Dichtungen, die sich nun Jahr für Jahr folgen, ist ein Beitrag zur Erneuerung der Familie. Er deckt ihren für viele verschollenen Reichtum an Glück, aber auch die Schäden auf, die sie zerfetzen. Lockerung des Ehebandes, Herabwürdigung des ersten Zweckes der Ehe, Furcht vor Mutterschaft und Mutter sorgen, selbstfüchtiger Individualismus bei Eltern und Kindern, Gleichgültigkeit für die Gemeinschaft und die Ehre der Familie, ihr Aufgeben

durch Vandalflucht: das sind einige der Bestrebungen, welche der Verfechter der angestammten Sittlichkeit nicht müde wird zu bekämpfen. Dieser Inhalt macht es selbstverständlich, daß nicht alle seine Romane auch Bücher für die Jugend sind. Daß aber der sittliche Zweck und der Idealismus des Autors weder die künstlerische Gestaltung noch den Wirklichkeitsinn beeinträchtigen, hat die Kritik allgemein anerkannt. Die Französische Akademie hat schon *La peur de vivre*, einen seiner ersten Romane, der bereits sein ganzes Ideal zum Ausdruck bringt, preisgekrönt. Seine literarische Eigenart wird in der Einleitung zur deutschen Übersetzung seines neuesten Romans, *La maison*¹, treffend aufgezeigt. Drei Grundakkorde durchklingen des Dichters großes Lied auf die Familie: Familiensinn, Sittlichkeit, Religion.

* * *

„Mir scheint, wenn irgendein Band meine Romane aneinanderknüpft, ist es der Familiensinn.“ So urteilt Bordeaux selbst in der Vorrede eines seiner jüngsten Romane, *La neige sur les pas*. Die Abnahme des Familiensinns bis zur Entfremdung, der Schmerz über das Auseinanderstreben bis zur Entwurzelung aus dem Heimatboden gab ihm den ersten Roman ein, *Le pays natal*.

Nach zehn Jahren vergeudeter Kraft kehrt Lucien Halande von Paris nach Savoyen zurück und muß sich sagen:

Mein von der Natur vorgezeichnetes Leben war hier. Hier konnte ich, von allen geschätzt und geliebt, dem Namen, den ich trage, Achtung und Liebe bewahren und die gegenreiche Tätigkeit der Meinen aufnehmen und fortsetzen. Nach altem Brauch und ohne Streberei blieb ich der Berater meiner Heimat. . . Die feste Kette, welche meine Familie Ring um Ring, von Geschlecht zu Geschlecht gefügt hatte, habe ich zerbrochen, meinen Posten verlassen. . .

¹ Der Irrweg der Freiheit. Roman von H. Bordeaux. Genehmigte Übertragung von H. Kerner. Köln (o. J.), Bachem. M 4.—; geb. M 5.— Es ist eine der seltenen guten Übersetzungen aus dem Französischen, die auch der eblen, natürlichen Einfachheit und wohlklingenden Wärme der Sprache des Autors gerecht wird. Auch dieser jüngste Roman von Bordeaux hat eine große Wirkung und Verbreitung erzielt. Das Bedauern, welches dem Übersetzer gekommen ist, als er den Titel ändern zu müssen glaubte, wird man teilen. Trotz des nicht ganz gleichen Sprachgebrauchs würde der Titel „Das Haus“ Inhalt und Idee des Buches klarer angeben als der neugewählte, denn das Haus in seiner eigentlichen und übertragenen Bedeutung und in seiner Einwirkung auf die Bewohner erscheint im Vordergrund. — Die mehr freie Übertragung des schönen Romans, der den Lebensmut verkündet, *La peur de vivre* — „Fürcht vor dem Leben“ — von Joh. Berg, erschien im gleichen Verlag. Dritte Auflage. M 3.—; geb. M 4.50.

Der Wahlsieg eines hergelaufenen politischen Schwäfers läßt Lucien vollends empfinden, wie sehr er sich auf dem Pariser Pflaster weggeworfen hat, während er eine Hilfe und Zierde der Bevölkerung hätte werden können, mit der er durch seine Familie verwachsen und vertraut war.

Bordeaux zeigt dem Leser die Familie dort, wo er sie am tüchtigsten weiß, in der Provinz, in der Heimat. Hier stärkt er, um der Landflucht zu begegnen, die Anhänglichkeit an die Familie durch alle Bande, die ihre Glieder mit Haus und Scholle, mit der Natur und der geschichtlichen Vergangenheit verknüpfen. Er kennt diese segensreichen Bande bis aufs letzte. Seine Liebe zu Heimat und Familie hat sie herüber und hinüber gewoben. Darum bildet Saboyen nicht nur den Hintergrund oder den köstlichen Rahmen zum Familienbild. Immer wieder schiebt die Heimatliebe ein gewinnendes Wort in die Erzählung, ein frisches Blatt in den Kranz, der Eltern und Kinder umschlingt. Mit Freude laufen wir dieser trauten Liebe, wenn sie aus blühenden Feldern grüßt, vom Bergbach und von den Firnen ruft, wenn sie den rankenden Efeu von den steinernen Zeugen alter Größe und Kunst hebt oder in Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, und im hl. Franz von Sales begeistert die saboyische Volksseele zeigt.

„Es ist nicht gleichgültig, ob man seine Jugend mit alten Bäumen verlebt hat“, schreibt der Dichter einmal. Seine Personen erfahren den gesunden, stärkenden Einfluß, den der Verkehr mit der Natur und die reine, stimmungsvolle Freude an ihr auf die Familie ausüben. Wie eine Lilie des Feldes ist Raymonde, die Heldin in La robe de laine, bei ihren Eltern aufgeblüht. Ihr junger Gatte spricht ihr von den Freuden, die sie in der Hauptstadt erwarten. Aber wehmütig betrachtet sie die Eichen und Ahorne und entgegnet: „Hier bin ich glücklich gewesen, hier halfen mir meine Bäume.“ Ihnen lächelt sie noch zu, als sie betrogen und dem Tode nahe zurückkehrt.

Im Baum, der seine Krone zum Himmel trägt, weil er sich mit starken Wurzeln an die Scholle klammert, erblickt Bordeaux den Segen der Bodenständigkeit. Auch die Familie findet nur an bleibendem Standort ihr volles Gedeihen. Der mächtige Baum mit seinen Ästen und Wurzeln ist aber zugleich das ausdrucksvolle Bild des Zusammenwirkens aller Lebenskräfte. Der Individualismus zerstört den Zusammenhang und das Leben in der Familie und gibt mit ihrem Geist auch ihre höchsten Güter preis. Maurice Roquebillard wurde es daheim zu enge. Er wollte seine eigenen Wege gehen. Er hat Familie und Heimat verlassen und ist der Sklave einer

schuldbollen Leidenschaft geworden. Die Frau, die ihn in Paris verführt, besiegt seinen letzten Widerstand mit dem höhnischen Wort: „Sei wie dein Papa ein großer Mann in einer kleinen Stadt.“ Bei der Flucht mit ihm hat sie den Betrag ihrer Mitgift mitgenommen. Der Verdacht fällt auf Maurice, und da er das Weib nicht verraten will, verklagt ihn der betrogene Mann als Dieb. Ein furchtbarer Schlag für die alte, hochangesehene Juristenfamilie der Roquebillard von Chambéry. Keiner fühlt ihn wie der Vater. Um den Sohn und die Ehre der Familie zu retten, will er die Summe erlegen, damit die Klage zurückgezogen wird. Aber dann muß das Familiengut verkauft werden! In schweren Gedanken durchschreitet er den Besitz und gelangt auf der Anhöhe zu einer Eiche, die beim Holzschlag verschont blieb.

Wie an einen Freund, legte er die Hand an den Baum, dessen Anziehungskraft ihn bis da hinauf geführt hatte, und er bewunderte seine stolze Größe. — Du bist wie ich, dachte er, du hast deine Genossen fallen sehen und stehst allein..., und nachdenkend lehnte er sich an das Sinnbild der Stärke.

Wird seine Familie jetzt im Sturm an Kraft der Einheit der Eiche gleichen? Er beruft einen Familienrat.

„Rettet Maurice“, erklärte sofort seine Schwester, sie, deren Hoffnung auf Lebensglück er rücksichtslos geknickt hat. „Zaudert nicht, wenn ihr den Verkauf des Gutes für nötig erachtet. Jedenfalls nehmt meinen Anteil.“ — Aber der Nefse entgegnet: „Die Familienbände haben aufgehört, Unehre für alle nach sich zu ziehen, wenn einer fehlt. Jeder für sich! Das ist die neue Lösung. Niemand ist gehalten, die Schulden eines andern zu bezahlen, wäre es auch sein Vater, sein Bruder oder sein Sohn. Das Geld, das ich verdiene, ist mein. Ebenso ist, was ich Gutes oder Böses tue, meine Sache.“ Um seine Weigerung zu beschönigen, fügt er bei: „Das Erbgut ist heilig, daran rührt man nicht.“

Das hat sich der Vater noch öfter gesagt, aber erhobenen Hauptes antwortet er:

„Über dem Familienbesitz steht das moralische Erbe. Nicht das Erbgut macht die Familie aus. . . . Wird sie daraus verdrängt, kann sie es wieder erwerben. Wenn sie aber ihre Überlieferungen, Treu und Glauben, ihr Gemeinschaftsgefühl und ihre Ehre eingebüßt, wenn sie sich in eine Vielheit von Einzelwesen aufgelöst hat, die von entgegengesetzten Interessen beherrscht werden und mehr ans eigene Bos als an das gemeinsame Wohl denken, dann ist sie ein Körper ohne Seele, ein toter Leib, dem auch die schönsten Besitzungen das Leben nicht wiedergeben.“

Dieses hochherzige Familiengefühl beseelt alle, die den Namen Roquebillard tragen. Stolz kann ihr Haupt vor Gericht selbst ihre Toten zu

Zeugen dafür aufrufen, daß eine Familie eine starke Kette von Überlieferungen von Ehre, Rechtschaffenheit und Lebensmut ist. Wie könnte ein Glied plötzlich zum Verbrecher werden?

Diesen Gedanken hat Bordeaux schon früh ausgesprochen. Ihm ist die Familie „das Abbild der Gemeinschaft der Heiligen, wie die Kirche sie versteht, weil in der Familie die Verdienste vergangener Geschlechter die gegenwärtigen Geschlechter schützen, weil in ihr die Fehler der einen durch die Tugenden der andern gesühnt und ausgeglichen werden können“.

Der Schauplatz des Familienlebens ist das Haus. Es ist zwar lange her, seit Familie und Haus sich deckten. Aber die Wechselbeziehungen zwischen beiden sind so eng geblieben, daß die Sprache das Innenleben der Familie selbst mit Häuslichkeit bezeichnet. Das Haus, in dem die Kindheit und ein großer Teil des Lebens verfließt, hält tausend Erinnerungen wach. Es bildet eine Gewähr, daß der Familiengeist, der in ihm wohnt, von Geschlecht zu Geschlecht übergeht. Das ist die Überzeugung der Familienglieder im Roman *La maison*. Alle steuern zusammen, um den Verkauf des altererbten Hauses zu verhüten. Nur einer nicht, der Großvater, der durch seine Fahrlässigkeit es in Gefahr gebracht hat. Er lebt in den Ideen J.-J. Rousseaus und erklärt, es sei ihm ganz einerlei, ob er in diesem oder einem andern Hause wohne. „Familie, Familie“, entgegnet er dem Sohn, dem kraftvollen, schaffensfreudigen Familienvater, „immer hast du das Wort im Mund. . . Ich habe von der Familie keinen so engen Begriff.“ Nach seinem Begriff findet er es nicht unpassend, dem Verkehr mit seiner Familie einen Klub recht minderwertiger Existenzen vorzuziehen und sich von ihnen als Gegenkandidat seines Sohnes aufstellen zu lassen. Seine Hirnspinne von Freiheit entfremden dem Geist der Familie den vierzehnjährigen Enkel, den Helden der Erzählung.

Ein Rezensent fand in *Les Roquevillard* eine Verherrlichung des Familiengefühls bis zur Donquichotterie und bemerkte zu *La maison*, man sei noch nicht verloren, wenn man zur Miete wohne. Gewiß nicht, und aus der Schwierigkeit der *Roquevillard* gäbe es, wenigstens für andere Charaktere, einen weniger heroischen Ausweg. Aber nur in der ständigen Wohnung, am meisten im eigenen Heim, erwacht die Häuslichkeit. Und in ihr erkennt unser Beschützer der Familie mit Recht den besten Nährboden sittlicher Kraft für das heranwachsende Geschlecht. Sie ist die reine, richtige Atmosphäre für die junge Tugend. Sobald Söhne und Töchter das elterliche Haus fliehen, flieht von ihnen auch jene geheimnisvolle Kraft,

die ihr inneres Wachstum umfing und hob. Wie das vom Erlöser gezeichnete Urbild der sich verirrenden Jugend, wendet sich der Jugendliehe in *La maison* von Haus und Familie und vom Glauben der Kindheit ab. In einer ergreifenden Szene sucht der Vater das Herz seines Sohnes wiederzugewinnen. Vergebens. Sie schließt mit dessen Geständnis: „Ich aber dachte: eines Tages werde ich fortgehen. Eines Tages werde ich mein eigener Herr sein.“ Zur Umkehr aus seinem Freiheits Traum mahnt ihn bald dieses bald jenes derselben Worte, welche in *Les Roquevillard* die ganze Idee des Romans aussprechen:

„Es gibt kein rein individuelles schönes Los. Groß ist nur, wer auch andern dient. Man dient seiner Familie, dem Vaterland, der Wissenschaft, einem Ideal, Gott. Schande über den, der nur sich selber dient! Die Ehre des Menschen verlangt, daß er seine Abhängigkeit anerkenne.“

Nur wer der Jugend lange nahegestanden hat, wird ermessen, welche Bedeutung diese Worte schon für sie haben. Er weiß, welche jungen Augen vor dem Ideal aufleuchten, und welche blöde bleiben. Arme Knaben jener modernen Nomadenfamilien, die ohne Sinn für höhere Lebensaufgaben mit Koffern und Schachteln von Hotel zu Hotel nur dem Vergnügen nachziehen und ihren Kindern als Haupterbe die Genußsucht hinterlassen! Die bedauernswerten Jungen haben keine Ahnung vom Seelenschmerz der Altersgenossen, die schon im Elternhaus und mit der Familie am Leben ihres Volkes und der Kirche teilnehmen und ihr Herz so daran erwärmen und veredeln, daß es sein Ziel in einer Höhe sucht, wohin nur Edelmuth und Gnade tragen. Jenen armen Knaben von einem inhaltreichen Leben zu sprechen, wird schmerzlich. Die junge Seele hat keine Flügel und liegt schon im Staub.

Die in der Familie erhaltene Geistesrichtung ist fürs Leben maßgebend. Das ist unseres Dichters Grundthese. Es kennzeichnet und ehrt seine Art, daß er die These nach der guten Seite entwickelt und verderbliche Einflüsse nur als notwendigen Gegensatz verwendet. Seine Werke sind eine Galerie herrlicher Charaktere voll tiefer Überzeugung und Tatkraft, Väter und Mütter, Brüder und Schwestern. Selbst den letzten Vertretern des Hauswesens drückt der lebendige Familiengeist den eigenen Zug auf. Der Leser aber fühlt unter dem warmen Hauch, wie viel Tugend und Glück in der christlichen Familie lebt. In mehreren Romanen ist der Vater bei Beginn der Erzählung schon tot. Aber sein Geist wirkt in der Familie fort. Der Gedanke an das Opferleben des verstorbenen Vaters stärkt in *La croisée des chemins* den Sohn am Scheideweg des Lebens gegen die Verlockung.

So stark aber das Band auch ist, das Bordeaux um die Familie legt, wird es doch nie zur Fessel, die an sie kettet. Familiensinn ist nicht gemeinschaftlicher Eigennutz. Der Schutzgeist, den der Dichter in der Familie weckt, ist der Geist der Liebe und Aufopferung, und die von diesem Geiste befeelt sind, tragen seinen Segen auch über die Schwelle des Hauses und in weite Ferne. Anthelm, der brave Holzhauer in der Familienerzählung *La nouvelle croisade des enfants*, spaltet nach seiner pflichtmäßigen Arbeit einer armen Witwe Holz oder mäht für einen kranken Nachbar. Natürlich erscheint er deshalb auch hie und da zu spät zur Suppe, vor der Frau und Kinder warten. Dann kommt es unter den guten Leuten zur Auseinandersetzung:

„Was soll ich da tun, mein liebes Weib?“

„Lieber Mann, du läßt dir was vormachen.“

„Das waren arme Leute, Bernette.“

„Wir sind nicht reich, Anthelm.“

„Vielleicht hab ich unrecht gehabt.“

„Vielleicht hast du recht gehabt.“

In *La maison* kämpft ein Sohn der Familie im fernen Tongking, sein Bruder wird Missionspriester in Rom, eine Tochter Barmherzige Schwester, der Vater stirbt als Opfer seiner Hingebung bei der Bekämpfung einer Seuche wie Doktor Guibert in *La peur de vivre*. Frau Guibert erscheint einem leichtfertigen Mädchen als Naturwunder, weil sie noch nie ihren Fuß in ein Theater gesetzt hat. Aber der Verehrer der jungen Dame, ein Offizier, erteilt ihr die blündige Belehrung:

„Sie hat getan, was Fräulein v. Orlandi freilich niemals tun wird. Sie hat für andere gelebt . . ., sie hat mehr gelebt, als Sie je leben werden, und sollten Sie hundert Jahre alt werden. . . . Sie werden Aufregung, Zerstreuung haben, aber das heißt noch nicht leben.“

Frau Guibert ist das Bild einer starken christlichen Mutter, die nur für Gott und ihre Familie lebt. Sie hat ihre Kinder zu Charakterfestigkeit und Tugend erzogen. Niemals hat sie die Wünsche mütterlicher Zärtlichkeit über das wahre Wohl ihrer Kinder siegen lassen, nie selbstsüchtig die bei sich zu behalten versucht, deren Trennung die Ausbildung oder der Beruf verlangte. Sie hat alle scheiden sehen bis auf eines. Nachdem sie mit blutendem Herzen auch dieses seinem Glück in der Ferne entgegen-gesandt hat, dankt sie Gott für die Wohltaten, mit denen er ihr Leben überhäuft hat, und opfert ihm als letzte Gabe den Schmerz der Trennung auf. Dieser christliche Lebensmut erfüllt mit Ehrfurcht und Bewunderung

eine reiche junge Frau, die bei der alleinstehenden Greisin Trost und Stärke sucht. Alice war ein schwaches Mädchen, das nicht den Mut gehabt hat, seinem Lebensglück zu folgen. Seine Mutter knickte aus reiner Selbstsucht, die sie aber zärtliche Liebe nannte, den Willen ihres Kindes vollends. Sie drängte auch den Mann, den sie ihm aufzwang, aus seiner Laufbahn, alles nur, um die Tochter bei sich zu behalten. Charakter und Leben des Vaters aber kennzeichnet vollauf sein Wort: „Vor allem muß man an seine Ruhe denken und sich alle Aufregungen fernhalten. Das ist das Geheimnis des Lebens.“ Woher hätte das Kind dieser Eltern die Kraft fürs Leben erhalten sollen?

* * *

Jeder für sich! Das ist die neue Lösung, sagt der Nefse der Roquevillard. Dem Individualismus ist das Ich das Maß aller Dinge. Die Persönlichkeit erscheint ihm um so stärker und vollkommener, je mehr sie sich von allen sittlichen Rücksichten und Verpflichtungen lossagt. Daher zerzt er leidenschaftlich an dem Band, das die menschliche Gesellschaft verbindet, das die Hand von Mann und Weib ineinanderfließt und als unlöslich bis zum Tode Geltung hat. Von der Unauflöslichkeit der Ehe hängt der Bestand der Familie ab. Wer die Familie verteidigt, muß die Ehescheidung bekämpfen, heute um so mehr, als auch das emanzipierte Weib das schützende, heilige Band als Fessel empfindet, sich für frei erklärt, „das Recht hat, sich auszuleben. Und weiß man nicht, daß man sich nur bei stets neuem Reiz auslebt? Die moderne Frau bewegt sich in der Ehe mit der Unruhe des Tieres im Käfig“.

Die christliche Ehe erscheint bei Bordeaux als das Wunder der unvergänglichen Liebe, die es wagt, der Zeit mit ihren Verheerungen zu trotzen. Aus dem heiligen Vorrecht der Unlöslichkeit schöpft sie die Kraft zu einer gegenseitigen Hingabe, die keine Grenzen kennt. In der Stunde der Versuchung erleuchtet und stärkt das göttliche Wort: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.“

Mit Vorliebe reicht aber unser Verteidiger der Familie seinen Helden die Waffen, mit denen sie auch Gegner schlagen können, die ihnen nicht aufs religiöse Gebiet folgen. Es sind die Gründe, welche sich für die Unauflöslichkeit der Ehe aus ihrem ersten Zweck und den Bedürfnissen der Familie ergeben. Als wahren Quell innerer Kraft und sittlicher Erhebung senkt Bordeaux in die Herzen die Überzeugung, daß der Hauptzweck der Ehe nicht im Glück der Eltern, sondern in dem der Kinder liegt. Diese

bedürfen zu ihrer naturgemäßen und vollen Entwicklung einer zweifachen, verschiedenen Kraft und Liebe. Vater und Mutter ergänzen sich, nur vereint vermögen sie wie das Leben, so auch das Lebensglück zu schenken:

„Wenn man Kinder, eine Familie hat, gehört man ihnen an. Nichts auf der Welt kann uns davon lösen. . . . Unsere Gefühle können ohne Zweifel sich ändern, aber die Tatsachen, die aus ihnen gefolgt sind, ändern sich nicht. Das Kind ist im eigentlichen Sinne die Tatsache, die eine Verpflichtung hervorruft, und zwar nicht nur ihm gegenüber, sondern auch unter den Gatten. Die Ehe muß unlöslich sein, damit das Kind seiner Natur entsprechend erzogen wird. Einzig die Unlöslichkeit der Ehe gewährleistet seine volle sittliche Entwicklung. Das Gesetz der Unlöslichkeit verlangt die Natur.“

Immer wieder streut Bordeaux diese Gedanken in seine Werke, um durch die Rechte des Kindes die Familie selbst zu schützen. Auf manchen Leser wirkt aber noch mehr der stille Schmerz des Kindes geschiedener Eltern. Es weiß nicht, wo sein Vater ist. Niemand spricht von ihm, und doch weiß es, daß er nicht gestorben ist. Wann kommt die Mutter wieder? Warum soll es nicht einmal nach ihr fragen? Das Glück des Kindes ist es, seine Eltern zusammen und offen zu lieben.

„Ja, Mama, ich bin Papa begegnet“, erzählt in *Les yeux qui s'ouvrent* die kleine Marie-Louise, deren Vater seit zwei Jahren aus der Familie fort ist. „Ich habe ihn erkannt und bin dann gelaufen. Als ich nahe bei ihm war, habe ich gerufen: ‚Papa!‘ Er hat mich so an sich gedrückt! — Warum weinst du, Mama?“

Der Gedanke an die unschuldigen Kinder, welche die Trennung der Eltern am härtesten trafe, stärkt diese in schwerer Stunde. Das Kind ist der Schutzengel der ehelichen Treue. In Abwesenheit ihres Mannes erscheint in Une honnête femme bei Frau Meilleraie derjenige, dessen Weib zu werden einst ihr Traum gewesen war. Seine Gegenwart, seine leidenschaftlichen Worte erregen ihr Gefühl übermächtig. Wie lange wird sie standhalten? Plötzlich drückt sie auf die elektrische Klingel. Das Zimmermädchen öffnet die Tür. — „Bringen Sie mir, bitte, die Kinder.“ — Er schaut sie sprachlos an. Dieses Hindernis hatte er nicht vorausgesehen. . . . Die Kinder erscheinen. Helene eilt auf sie zu und bedeckt sie mit Küssen. Dann dreht sie sich um und stellt sie mit mütterlichem Stolz dem jungen Mann vor. — „Sie heißen Franz und Simone. Er ist fünf Jahre alt, sie drei. Nicht wahr, sie sind schön?“

Die Liebe, welche sich im Herzen ihres Kindes begegnet, ist das Band, das auch die getrennten Gatten am ehesten wieder zueinander zieht. Im

Roman *La neige sur les pas* hat Marc Komenay seine Frau, die ihre Liebe einem andern zuwandte, von der Schwelle des Hauses gewiesen. Bei einer Bergbesteigung ist sie mit ihrem Mitschuldigen verunglückt. Er blieb tot, sie wird ins Hospiz getragen. Da sie dem Tode nahe ist, möchte sie ihr Kind noch einmal sehen, und Marc entschließt sich, den Wunsch einer Sterbenden zu erfüllen. Da er vor der Thür des Krankenzimmers anlangt, schickt er sich an, zuerst allein einzutreten, aber aus dem Innern dringt ein schwacher Ruf nach Juliette. Mama! schreit das Kind, stürzt in das Zimmer und auf das Bett zu, in dem die Mutter liegt, zerschunden, verunstaltet, unkenntlich. Mama, Mama! Was liegt ihm daran, ob sie schön oder entstellt ist! Es hat die Mutter wieder, die es so lange vermißte. Marc betrachtet die beiden, wie sie sich umschlungen halten, und kostet ihre Freude. Sie ist sein Werk, sein Lohn und der Beginn des vollen Vergebens und Vergessens. Die Mutter aber sieht darin, daß er ihr das Kind gebracht hat, Beweis und Unterpfand der Verzeihung und die Hoffnung auf ein neues Familienglück. Frau Komenay spricht aus Erfahrung, wenn sie später zu einer leichtsinnigen Dame, die sich entführen ließ, sagt: „Sie sind nicht glücklich.“ Bei diesen Worten bricht die andere in den Ausruf aus: „O, wenn sie wüßten! Ich habe meinen jüngsten Sohn René wiedergesehen.“ Und sie erzählt, wie der Knabe nahe bei ihr spielte, wie sie ihn nicht zu umarmen wagte, wie er sie anschaute und sie nicht erkannte. Der Schmerz darüber gibt ihr den ersten Gedanken der Rückkehr zu ihrem Gatten, der sich wegen ihrer zwei Kinder der Scheidung stets widersetzt hatte.

Der Mensch ist seines Glückes Schmied vor allem dadurch, daß er in täglicher Arbeit Glied um Glied an die goldene Kette fügt. In *Les yeux qui s'ouvrent* fordert die Frau in Folge der offenkundigen Untreue des Mannes die Trennung. Zur rechten Zeit gehen ihr aber die Augen auf. Hat sie täglich am Glück ihrer Ehe gearbeitet? Hat sie sich ihrem Mann so gewidmet, daß sie an seinen Arbeiten und Sorgen, an seinen Hoffnungen und Plänen und allem, was sein Herz bewegte, Anteil nahm? War es nicht auch ihre Schuld, wenn er sich anderswohin wandte, wo er Verständnis fand? Das Familienglück erblüht aus der sittlichen Kraft der Gatten, füreinander zu leben, dem Verlangen des eigenen Herzens Stillschweigen zu gebieten, um auf die Wünsche und Bedürfnisse des andern zu hören. Einer solchen hingebenden Liebe folgt der Segen, für den Frau Guibert am Abend ihres Lebens Gott dankt:

„Das Leben besteht nicht im hohlen Treiben der Gesellschaft. . . . Die Frau muß in der Ehe die Mühen und Sorgen des Mannes teilen. Wehe ihr, wenn sie nur größere Freiheit, Reichtum und Behagen darin sucht. Gerade in der Hingebung und Selbstaufopferung wird sie den Reiz des Daseins finden und in den Augen ihres Mannes an unvergänglicher Anmut gewinnen. . . . Durch meinen Mann und meine Kinder wurden alle Empfindungen geweckt, die Gottes Güte in mein Herz hineingelegt hat. Mein Leben war reich, weil es mit dem ihrigen verwachsen war. Gott hat meinen Anteil recht schön gemacht.“

Diese starke Liebe und lebensmutige, opferfreudige Hingabe wahr! endlich das Haus gegen den schlimmsten, im geheimen schleichenden Feind der Familie, die Scheu vor dem Kinde. Nicht die Armut, nicht die Not bereiten Familie und Volk den Untergang. Es sind vor allem Verweichlichung, Genußsucht, niedrigste Gesinnung, die dem Kinde das Dasein verweigern. In immer neuen, lebensvollen Bildern erscheint bei Bordeaux die Wohnung des Armen, die Familie auf dem Land — in Savoyen! — reich an Freude und Gottesseggen, weil sie reich an Kindern ist. Selbst Marcel Guibert, der gefeierte Offizier, überläßt sich den Erinnerungen, die ihm davon erzählen und singen wie unermüdlische Vogelsimmen.

„Welches Glück gleicht dem Glück kinderreicher Familien? Sie allein kennen den Sonnenschein des aufgehenden Kindergemütes, der das frische, freudige, offenerzige Treiben der lärmenden Kleinen golden umspielt. Kinder solcher Familien erleben ihre Jugend in einem Feenreich ohne Trug und Harm, dessen Glanz noch in das reife Mannesalter, ja bis ins Greisentum hinüberstrahlt. Das ist der Lohn derjenigen, welche den Mut haben, zu leben und das Leben fortzupflanzen.“

Der Verteidiger des Kindes hat eine Antwort auf jede Schwierigkeit oder Feigheit. Gegen eine der unwürdigsten Verkehrtheiten verwöhnter Frauen lenkt er sogar die Entrüstung der Kinder. La nouvelle croisade des enfants ist ein köstliches modernes Märchen, naiv und geistvoll wie ein altfranzösisches Fabliau. Und in diese Kinderwelt voll Einfalt und Liebe tritt als unnatürlichste, herzloseste Gestalt die Dame mit dem Schoßhund auf dem Arm.

Ein Herr trifft auf dem Mont-Genis die beiden kleinen Romfahrer, Philibert und sein Schwesterchen Annette. Er möchte sie in seinem Auto gern nach Turin mitnehmen. Er fragt seine Frau:

„Gefällt dir der Plan?“

„Durchaus nicht. Diese Kinder haben Flöhe, vielleicht sogar Läuse. Ganz gewiß bekäme sie von ihnen auch Mirette, die keine hat und von meinem Kammermädchen jeden Tag mit Essenzgen gewaschen wird.“

Zur Befräftigung ihres Einspruchs hebt sie den Hund bis zu ihrem Mund empor und drückt ihn ans Herz. Der Herr schaut sie mit einem Anflug von Zorn an, aber er beherrscht sich:

„Ich nehme sie doch mit. Ich habe gern Kinder um mich. Wir haben keine. Das ist der Gram meines Lebens.“

„Du hättest nur Freude davon. Die ganze Mühe fällt auf die Frauen.“

„Du gibst dir viel mehr Mühe für diesen abscheulichen Pudel.“

„O, bitte, keine Beleidigungen!“

... Die zwei Kinder sind im Auto bald eingeschlummert. Der Herr macht die Dame auf die schöne Gruppe aufmerksam.

„Deine Landstreicher“, entgegnet sie, „interessieren mich gar nicht.“

„Du hast einen Abscheu vor Kindern.“

„Sie schreien in einem fort und sind nicht sauber. Ich ziehe ihnen ohne jeden Zweifel einen allerliebsten Hund wie Mirette vor.“

Er würdigt sie keiner Antwort. Zärtlich und traurig betrachtet er die schlafenden Geschwister, die sich aneinander schmiegen. Nie wird ein Kinder-mund ihn mit dem Wort Vater begrüßen, dem Wort, das einen Menschen auf Erden Gott ähnlich macht. Er denkt an seinen Vater und den Vater seines Vaters. In ihnen lebte ein Geschlecht, das Geschlecht, das er in sich trägt, und das Geschlecht geht zu Ende. Dieses Weib, das sein Weib ist, küßt die Schnauze eines Hundes ab, während er den Tod emporsteigen sieht. . .

„Denk! bisweilen an mich, an mich, der ich keine Kinder habe“, sagt er den Kleinen zum Abschied.

Dankbar versichert ihm Philibert: „Ich werde den Papst bitten, daß der kleine Hund die Krätze kriegt, und daß Sie ein Kind bekommen.“

Der erste Teil seiner Bitte wird bald mehr als erfüllt. Da er von Rom zurückkehrt, wo er den Heiligen Vater gesehen, ja aus dessen Hand die heilige Kommunion empfangen hat, findet er den Herrn mit dem Auto wieder. Dieser weiß nicht mehr, wohin er sich wenden soll. Eine Dogge hat Mirette gefressen. Seitdem hält es seine Frau nirgends mehr aus.

„Sie müssen sie nach Rom führen, damit sie ihren Hund vergift und die Kinder liebt.“

„Ich will sie gern nach Rom führen. Aber wird sie dort das Gefühl fürs wahre Leben finden?“

„Gott gibt das Leben.“

* * *

Gott gibt das Leben! Ein schönes Wort, fast zu schön und tief für den kleinen Philibert. Aber der von seinem Glauben geleitete Knabe spricht damit die Überzeugung und Zuversicht des Dichters aus, der nicht müde wird, an der Wiederherstellung der menschlichen Lebensquelle zu arbeiten. Bordeaux tritt offen und entschieden für den religiösen Charakter der christlichen Ehe ein. Der natürliche Vertrag wird in ihr zum Sakrament, das den Bund fürs Leben über die Unbeständigkeit des menschlichen Willens

noch höher emporhebt und gegen allen Widerruf sicherstellt. Über diese Auffassung will Raymondes Vater vor allem beruhigt sein, und dem jungen Mann, der ihn um die Hand seiner Tochter bittet, erklärt er:

„Die Heirat verpflichtet fürs ganze Leben. Für uns, die wir gute Katholiken sind, besagt sie eine endgültige Wahl. Die Ehe ist unlöslich. Nehmen Sie das so an? Ist das Ihre Auffassung von der Vermählung? Das ist wesentlich.“

Dem Skeptiker, der behauptet, ohne Religion gäbe es nicht weniger Moral, entgegnet Bordeaux mit Frau v. Charrière, die jetzige glaubenslose Gesellschaft lebe vom christlichen Erbe: „Antwortet ihm, drei oder vier Generationen von Gottesleugnern wären nötig, um darüber — die Moral ohne Religion — zu urteilen.“

Trotzdem fühlt der Leser, daß Bordeaux sich für die christlichen Grundsätze nicht mit der Unmittelbarkeit und Wärme ausspricht, die überragende segensvolle Wirksamkeit des Christentums auf Familie und Gesellschaft nicht mit der zielbewußten Kraft hervorhebt, wie etwa R. Bazin und in seinen letzten Romanen auch Bourget. Während letzterer in *Un divorce* die Ehescheidung vom religiösen Standpunkt aus betrachtet, beobachtet Bordeaux in *Les yeux qui s'ouvrent* nur ihre sozialen Folgen. Der Gedanke an Familie und Heimat erhält namentlich in *La croisée des chemins* einen Einfluß, der an Determinismus erinnert. Seine geheimnisvolle Kraft bringt den Helden fast ohne dessen Mitwirkung auf den guten Weg zurück und muß ihn auch noch in den gewagten Situationen aufrechterhalten, die dieses Buch zwecklos verunzieren. Die Verurteilung der sittlichen Schuld wird bisweilen durch ein Übermaß von Nachsicht und Mitgefühl gegenüber den Schuldigen fast in Frage gestellt. In *La neige sur les pas* wird der Bergabhang, an dem die beiden des doppelten Ehebruchs Schuldigen verunglücken, zum Calvaire de Proz. Die öftere Wiederholung des Ausdrucks wirkt nachgerade peinlich.

Nach diesen Vorbehalten kann man sich auch vom religiösen Standpunkt aus über das Werk unseres Dichters nur freuen. Man kann es um so mehr, als bei ihm ein ähnlicher Aufstieg wie bei seinem Vorbild und Freund Bourget stattfindet. Seine religiöse Auffassung klärt, stärkt und hebt sich an den idealen Gestalten, die er schafft. Ihre Willensstärke, die sich in *La peur de vivre* so jugendfrisch ankündigte, aber unter dem Einfluß seiner Ideen zum stolzen Familienerbe zu erstarren drohte, hat es gefühlt, daß sie aus sich selber doch nur schwach und unzulänglich ist, und schöpft nun neues Leben und unbeugsame Kraft aus den Heilquellen des

Christentums. So erhalten die Familienbilder Züge echter, christlicher Seelengröße. Eine der edelsten Gestalten, Raymonde in La robe de laine, beginnt und vollendet entschlossen ihren Kreuzweg im Lugalieben von Paris. Sie kommuniziert, sie betet, sie führt ein christliches Seelenleben. „Sie machte keinen dieser Besuche, ohne auf der Treppe ein Gebetchen zu sprechen, um von Gott ein wenig Mut zu erbitten.“

Wo der christliche Geist die Herzen durchdringt, erblüht auch starke christliche Liebe, Treue, edle Hingabe, eine Hoheit der Gesinnung, die das Leben verklärt, und endlich der Friede, der in La maison von der christlichen Mutter ausstrahlt:

„... ein Frieden, der über die Dinge des Alltagslebens hinausging, den man innerlich empfand, der die Nerven und Herzen beruhigte, ein Frieden des Gebetes und der Liebe, er war die Seele des Hauses. . . . Es war in ihr eine geheimnisvolle Macht. Diese Macht war Gott, der in ihr wohnte, sei es daß sie ihn in der ersten Messe aufsuchte oder daß sie ihm zu Hause ihre Tagesarbeit zum Opfer brachte.“

Als Dichter will Bordeaux natürlich, daß seine Personen durch sich selber Zeugen der Wahrheit seien. Er hat seine Auffassung so ausgesprochen:

„Der Romanschriftsteller kann nicht apologetische Abhandlungen schreiben. Seine Bücher geben nur seine Beobachtungen wieder. Wenn aber alle seine Beobachtungen übereinstimmend in der Religion den mächtigsten und den aus segensvollsten wirkenden Hebel der menschlichen Kraft erkennen lassen, ist die Lehre, die sich aus seinem Werk ergibt, doch wohl klar genug. Ich schildere in meinen Personen ein Geschlecht, das nicht religiös ist, aber ich habe es mit Personen umgeben, deren Kraft ihre Religion ist.“

Gewiß vermag die beste Romanlektüre den Bestand der Familie nicht gegen die Mächte zu sichern, die in der Not des Lebens und im Sturm der Leidenschaften gegen das Familienleben ankämpfen. Sie verdrängt aber die Schriften, die nur Todeskeime verbreiten und das Leben an seiner Quelle vergiften. Die Werke von Henry Bordeaux werden in vielen Lesern die Sehnsucht nach der reinen Sitte der Väter wecken und die Rückkehr zum christlichen Glauben, zur katholischen Kirche anbahnen. Sie zeigen, welche unerschöpfliche Lebenskräfte diese Kirche in ihren Gnadenmitteln besitzt. Und so helfen auch sie die Herrschaft jener heiligen, opferwilligen Liebe ausbreiten, zu der die Gatten am Traualtare mit dem großen Worte gemahnt werden: „Liebet einander, wie Christus die Kirche geliebt und sich selbst für sie hingegeben hat“ (Eph. 5, 25).

David Wolfinger S. J.